

Perspektiven

Ulrike Bergermann

Media mainstreaming?

Zur Debatte um das Papier des Wissenschaftsrats zur Forschung und Lehre in den Kommunikations- und Medienwissenschaften

Es hat sich herumgesprochen: Der Wissenschaftsrat empfiehlt, dass ‚Medienwissenschaft‘ sich in der Lehre grundlegend verändern sollte. BA-Studiengänge sollten entweder kommunikationswissenschaftlich ausgerichtet sein oder (an bestimmten Hochschulen) medientechnologisch, die kulturwissenschaftliche Medienwissenschaft soll sich in der Lehre auf MA-Studiengänge beschränken.

Insgesamt enthalten die *Empfehlungen des Wissenschaftsrates zur Weiterentwicklung der Kommunikations- und Medienwissenschaften in Deutschland*¹, die im Mai 2007 veröffentlicht wurden, ausführliche Einschätzungen zur Lehre und den Forschungsperspektiven der Fächer.² Alle diese Elemente sind in den letzten Monaten Gegenstand heftiger Diskussionen gewesen.³ Stellen die *Empfehlungen* mittel- oder langfristig eine Bedrohung der Studiengänge (und daher der Institute und Stellenausstattung) mit kulturwissenschaftlicher Ausrichtung dar? Warum ist auf den 166 Seiten des Papiers die Film- und Fernsehwissenschaft verschwunden, die doch sowohl in der Fachgeschichte als auch in Forschung und Lehre eine so grundlegende Rolle spielt?⁴ Wie ist der Stand der Debatte zum Thema ‚Interdisziplinarität – Transdisziplinarität – Redisziplinierung‘? Soll man den Text durch eine Brille lesen, die Effekte von Verteilungskämpfen zwischen Kommunikations- und Medienwissenschaften zutage bringt? Oder als wissenschaftshistorisches Dokument einer bestimmten Entwicklung in der disziplinären Ausdifferenzierung – zum Beispiel mit Blick auf die Philologien, aus denen viele Medienwissenschaftler kommen und deren Verhältnis zum Fach Medienwissenschaft gelegentlich von Herablassung oder Ressourcenneid geprägt war? Oder als willkommenen Ausgangspunkt für zukünftige Forschungen, die das Label, unter dem Medienwissenschaft hier läuft, gerne als pointierte Programmatik aufnehmen und weiterentwickeln: ‚Medialitätsforschung‘?

‚Medienwissenschaft‘ nämlich kommt so nicht mehr vor. Wo man bis vor kurzem noch die Zusammen- (oder auch Gegenüber-)Stellung ‚Medien- und Kommunikationswissenschaft‘ erwartet hätte, bleibt nun die Kommunikationswissenschaft stehen, daneben tritt die ‚Medialitätsforschung‘ und als kleine dritte Größe die ‚Medientechnologie‘. Wird hier ein Fach geklaut, appropriiert, kanibalisiert? Ist diese Umbenennung eine Spezifizierung? Evaporiert etwas, das von

Anfang an als Disziplin ohne festen Gegenstand nur eine Chimäre sein konnte? Gute Forschung werde eben frei von Labeln oder im Übergang zwischen Disziplinen gemacht, wurde auf der GfM-Jahrestagung argumentiert, nicht in eng definierten disziplinären Grenzen. Und ist Medienwissenschaft nicht genauso entstanden, hat das nicht gerade ihre Attraktivität ausgemacht, solange nicht definiert war, was dazugehört und was nicht, solange Medien als Möglichkeitsbedingung der Herausbildung von Wissen, Kultur oder Gesellschaft und damit als universale Größen verhandelt wurden – im Hin und Her zwischen Nichts und Allem? Nun sind Lehrstühle eingerichtet, Einführungen erschienen, Module akkreditiert, Mengen von Studierenden haben Abschlüsse erworben und scheinen sich sowohl auf den Arbeitsmärkten als auch im wissenschaftlichen Nachwuchs hervorragend durchzusetzen, und nun soll es heißen: Medialität ist Elite, die Basis braucht sozialwissenschaftliche Kommunikationsbegriffe?

Bevor die Dreiteilung des Feldes, der Begriff *Medialität* und die vorgelegte Fachanalyse etwas genauer betrachtet werden, kümmert es uns, wer spricht. Welche Relevanz haben solche ‚Empfehlungen‘ und welche Rolle spielt die Institution Wissenschaftsrat?

Politikberater

Auf der Webseite des Wissenschaftsrates erklärt dieser seine Aufgaben und Organisationsstruktur.⁵ Seit 1957 erarbeitet er Vorschläge für die Förderung Finanzierung der Wissenschaft. Der WR ist ein Organ der Politikberatung: Er gibt Studien in Auftrag (bei Arbeitsgemeinschaften, die sich aus WR-Mitgliedern und Nicht-Mitgliedern zusammensetzen), über die dann die beiden großen Kommissionen, die Wissenschaftliche Kommission und die Verwaltungskommission, in der Vollversammlung entscheiden.⁶ Daraus resultieren ‚Empfehlungen‘ für wissenschaftspolitische Entscheidungsträger. Solche sind bereits vorher beteiligt: 32 von 64 Stimmen der beiden Kommissionen kommen von den Repräsentanten von Bund (16) und Bundesländern (16), letztere sind in der Regel die Staatssekretäre der jeweiligen Landesregierungen (und kommen aus den Ministerien für Bildung, Kultur etc.; Hamburg schickt gleich einen Vertreter der Finanzbehörde) – das ist die ‚Verwaltungskommission‘. Die ‚Wissenschaftliche Kommission‘ besteht aus 24 Wissenschaftlern und acht Personen des öffentlichen Lebens. Es wird explizit von allen erwartet, dass sie nicht als Interessenvertreter eines Fachs, einer Organisation oder Institution agieren. Dennoch gibt der WR die institutionelle Herkunft seiner Mitglieder preis.⁷ Wer schon immer den Verdacht hatte, dass ‚Wirtschaft‘, die parteipolitische Lage oder ‚Naturwissenschaften‘ keine gute Rahmung für kulturwissenschaftliche Forschung und Lehre setzen würden, könnte schon an dieser Stelle aufmerksam werden. Noch interessanter aber ist die Zusammensetzung der Arbeitsgruppe, die die *Empfehlungen* ausgearbeitet hat, denn die Analyse der Bin-

nenstrukturierung, der Stärken und Schwächen des Faches stellen sich natürlich je nach Perspektive höchst unterschiedlich dar.⁹

Professor Jürgen Fohrmann, der als Mitglied der Arbeitsgruppe die *Empfehlungen* auf der GfM-Jahrestagung in Hamburg vorstellte, verwies auf den im Dokument selbst betonten Vorschlagscharakter, der „keinen normativen Anspruch, aber gegebenenfalls eine gewisse normative Kraft“ habe.¹⁰

Analysen und Empfehlungen

Das Papier wird eröffnet durch die Feststellung, dass die technologische Entwicklung, ihre ökonomischen Folgen und kulturellen Potenziale eine Herausforderung auch für die Kommunikations- und Medienwissenschaften darstellt. Im Folgenden werden solche Dreier-Figuren sich wiederholen, angeführt von der Ökonomie (und, man beachte, der Kultur wird immerhin ein ‚Potenzial‘ zugestanden, das klingt nach geringerer vorhandener Realitätsmächtigkeit). An keiner Stelle wird eine Beziehung hergestellt zwischen dieser Dreierstruktur und der grundlegenden Prämisse:

Das Feld teile sich in drei Ausrichtungen, „die sozialwissenschaftliche Kommunikationswissenschaft, die Medientechnologie und die kulturwissenschaftliche Medialitätsforschung“ (S.7). „Medientechnologie“ sei das Fach, das „in der Medieninformatik zum technischen Fortschritt beitrage“ (S.12).¹¹ In der Forschung gebe es zu wenig Kooperation, in der Lehre dagegen herrsche „bisweilen eine sorglose Kombinatorik“ (S.8). Zwar habe man auf eine flächendeckende Evaluierung verzichtet, könne aber durch den „problembezogenen Zugang“ (S.13) beobachten, dass „modische Umetikettierungen“, „planlose Kombination“ (S.8), unsolide Grundlagen, Unklarheiten verschiedener Art die Lehre kennzeichneten (und hier ist keine Unterscheidung zwischen den ‚drei Bereichen‘ vorgenommen). „Um die methodische Ausbildung zu stärken“, solle es daher Bachelor-Studiengänge nur noch in der Kommunikationswissenschaft und, wo möglich, „in der Medientechnologie“ geben, nicht aber in der „kulturwissenschaftlichen Medienwissenschaft, kurz: Medialitätsforschung“ (ebd.). Warum „methodische Ausbildung“ nicht in der Medienwissenschaft geschehen und gestärkt werden kann, bleibt offen. Einen Hinweis liefert aber die eher versteckt platzierte Empfehlung, dass die Medialitätsforschung als Grundlagenforschung zu qualifizieren sei; sie sei nicht zuletzt „Forschung über Forschung“ (S.77).

Hier eröffnen sich bereits mehrere Diskussionsstränge: 1. Das Verhältnis von kultur- und sozialwissenschaftlichen Methoden; 2. das Verhältnis von Forschung und Lehre; 3. allgemein die Frage nach der Regulierung einer als zu pluralistisch empfundenen Wissenschaftslandschaft und die Einschätzung von ‚Grundlagenforschung‘ und grundlegender Ausbildung.

Der lange Abschnitt A des Papiers skizziert die Fachgeschichte im Hinblick auf die drei genannten Teilfelder.¹² Auch dieser Abschnitt hat einigen Ärger ausgelöst und könnte in einem eigenen Text analysiert und diskutiert werden. Nach einer wenig überzeugenden ‚Empirie‘ folgt hier eine Geschichtsschreibung, in der Film- und Fernsehwissenschaften verschwunden sind, die Kommunikationswissenschaft fast doppelt so viel Platz erhält wie die (immer orchideenartiger wirkende) ‚kulturwissenschaftliche Medienwissenschaft (Medialitätsforschung)‘, deren Name schon so kompliziert zu sein scheint, dass damit der gesamte Gegenstandsbereich immer begründungsbedürftiger wirkt. Medialitätsforschung komme aus den Philologien und wird mit Begriffen der Unselbständigkeit, als Aspekteerforschung, Vermittlerin, Anhängsel assoziiert (vgl. S.21f.).¹³ „Durchgängig drei Studiengangstypen sollte es [...] erst auf der Master-Ebene geben, weil die Ausrichtungen der Kommunikations- und Medienwissenschaften jeweils unterschiedlichen disziplinären Status besitzen.“ (S.86f.) Kommunikationswissenschaft erscheint als genuin, eigenständig, kulturwissenschaftliche Medienwissenschaft als Derivat. Abgelehnt werden Studiengänge, die die drei Felder miteinander kombinieren (vgl. ebd.), denn diese seien zu ausdifferenziert. Ein kulturwissenschaftlicher Master solle auf einem BA aufbauen, der ein oder zwei Fächer der ‚Bezugsdisziplinen‘ umfasst (genannt werden: Literaturwissenschaft, Linguistik, Musikwissenschaft, Kunstwissenschaft oder auch der Bereich ‚der ‚neueren‘ Medien wie Fotografie, Film oder Internet‘, S.90). Für die systematische Klassifizierung der Disziplinen wird empfohlen, die kulturwissenschaftliche Medienwissenschaft im Studienbereich 01: „Sprach- und Kulturwissenschaften allgemein“ in der Fächergruppe 01: „Sprach- und Kulturwissenschaften“ fortzuführen (S.93).

Das bedeutet eine ‚Rephilologisierung‘ und nimmt die interne Ausdifferenzierung des Fachs zurück. Und eine solche Klassifikation geht davon aus, dass man erst solide systematische Kenntnisse an einem Gegenstand (Sprache, Bild, Musik, auch mal Film) erwerben müsse, bevor man medienübergreifend theoretisieren könne. Einzelmedienforschung in den bestehenden Fächern zu betreiben und Medialitätsforschung als Sahnehäubchen folgen zu lassen, zeugt von einem unterkomplexen Medialitätsverständnis¹⁴: Man müsse vom Gegenstand ausgehen, und der gehöre bestehenden Fächern an. Aber schon die Filmwissenschaft könnte als prototypische Medialitätsforschung betrachtet werden, insofern sie Materialität, Ästhetiken, Techniken des Kinos mit Blick auf Werke, Genres, Motive u.v.m. bearbeitet und keinesfalls nur als Sachverwalter von Archiven fungiert. Auch hierzu wäre ein eigener Artikel nötig: Warum auch Einzelmedienforschung komparativ ist, warum Methodenvielfalt von Anfang an lehrreicher ist als Methodeneinfalt, ob Medien nicht immer schon in Medienverbänden vorliegen usw.

Forderung: Media mainstreaming

Jürgen Fohrmann plädierte in Hamburg für die Strategie eines „media mainstreaming“, mit dem medienwissenschaftliche Fragen in alle Einzelwissenschaften getragen werden sollten.¹⁵ Aber wer stellt sie dort, und warum soll es nicht eine ggf. unscharfe Zentrale dafür geben? Auch die Germanistik ist extrem ausdifferenziert, aber niemand käme heute auf die Idee, die Einheit des Fachs infrage zu stellen; wenn sie medienwissenschaftliche Arbeit übernehmen soll, fragt sich, ob die Philologien dazu in der Lage sind (würde Medienwissenschaft zwei Module Literatur anbieten, kämen der Germanistik auch Zweifel).

Impulsverfahren

Wie Gerhard Vowe, Professor für Kommunikations- und Medienwissenschaft, in Hamburg so pointiert bemerkte, *hat* die DGPK einen Selbstverständnisausschuss, während die GfM einer *sei*. Das trifft: Wer sich erlaubt, die Frage, ob er einen Gegenstand und damit eine Daseinsberechtigung habe, so extensiv zu diskutieren, muss sich dem Problem der Repräsentation seines Fachs stellen (wenn es Medien nicht gibt, wer soll dann Gutachter sein? – oder: insofern es Medien gibt und nicht gibt, müssen Gutachter doppelt kompetent sein, in konkreter Einzelmedienforschung, in Theoretisierungen von Medialität und in der Bearbeitung des Spannungsfelds zwischen beiden). Insofern hat das Papier des WR an einer Stelle mehr als recht: Medienwissenschaft ist (auch) Forschung über Forschung, und darin liegt eines ihrer entscheidenden Potenziale: eine ständige Reflexion in Bezug auf den Gegenstand und somit auch die eigene Fachdefinition zu betreiben.

Die *Empfehlungen* haben diese Debatte angestoßen, und sie haben das Problembewusstsein dafür geschärft, dass Gutachten von einem zum anderen Feld besonderer Aufmerksamkeit bedürfen. Sie fordern zur Überprüfung der Stringenz bestehender BA-Curricula auf (wenn es eine „sorglose Kombinatorik“ gibt, könnte man daraus eine ‚sorgsame‘ machen?) – und sie regen zur grundsätzlichen Weiterarbeit an: Was ist *Medialität*, und kann sie ein disziplinärer Gegenstand sein?

Medialität

Medialitätsforschung „fokussiert auf die ästhetischen Dimensionen von Medien (Formseite), ihren technisch-materiellen Aspekt (Technikseite) sowie ihren sozialen Funktionen (Kommunikationsseite).“ Sie „fragt nach dem konstitutiven Anteil der Medien an der Generierung, Speicherung und Übermittlung von Information und Wissen, sie fragt – anders formuliert – danach, wie Medien dazu beitragen, das mit zu schaffen, was sie bloß zu vermitteln scheinen.“ (S.76) Medialität ist also kein Forschungsgegenstand, sondern eine Perspektive, die bekanntermaßen

kein Fach legitimiert. Aber: Gerade die kompetente Arbeit an Medienspezifika in Verbindung und Auseinandersetzung mit ihren inhaltsgenerierenden und epistemologischen Teilen stellt das Feld für eine Disziplin dar, die als einzige dazu in der Lage ist, die angesprochenen Ebenen qualifiziert zu analysieren und weiterzutreiben: Medienwissenschaft.

Wir kennen die ‚Literarizität‘ der Literatur, ‚Skripturalität‘ der Schrift usw.: eine ‚Medialität‘ der Medien bezieht sich wie diese doppelt auf jeweilige konkrete Einzelmedien (Formate, Inhalte...), und auch auf ‚die Medien‘ und was ihnen gemeinsam sein könnte. Gegenüber den Arbeiten zur ‚Visualität‘ usw. wäre ‚Medialität‘ die Untersuchungskategorie für mehr als einen Sinn. Sie wäre die prekäre Frage an den Abstraktionsgrad einer Theoretisierung, die sich gerade in ihrer Materialbezogenheit zur Disposition stellt. Stellenweise wurde ‚Medialität‘ als Abstraktion begrüßt, die so von Einzelmedien abzuziehen sei, dass sie wie bei Luhmann als an-asthetische auf alle Medien bezogen werden könne: eine andere Perspektivierung sieht vor, gerade diese übergreifende Theoretisierung mit konkreten Einzelmedien in ihren Ausprägungen zu verbinden (wobei ‚Medialität‘ historischen Veränderungen unterliegt und keine absolute Eigenschaft ist). Für beide Ansätze gilt: Wenn ‚Medialität‘ für alle Wissenschaften relevant ist, ist Medienwissenschaft als die Disziplin, die zuerst für sie zuständig wäre, eine zentrale. Und wenn sie zentral ist, muss sie grundständig lehren. Vielleicht fragt ‚Medialität‘ sogar danach, was nicht nur für die Medienwissenschaft, sondern alle Fächer grundlegend ist, nach der medialen Verfasstheit von etwas, um nicht zu sagen: von allem. Ist Medialität die Universalkategorie, die sämtlich Denk- und Wahrnehmbares bestimmt? Medialität als Möglichkeitsbedingung von allem? Mindestens insofern ist mit dem Auftauchen des Begriffs sofort ein wissenschaftspolitischer Einsatz verbunden: Medialität tauchte da auf, wo es darum ging, ob Medienwissenschaft zu einer Metawissenschaft taugt. In diesem Moment wird sie zum Label, unterhalb dessen diese Denkbewegung zurückgedrängt werden soll.

Was schließlich die Exzellenz damit zu tun hat

Exzellenz hat erstmal – wie es aussieht – nichts mit Medialität zu tun. Die Empfehlungen zur Forschung und Lehre fügen sich allerdings in die hochschulpolitische Entwicklung, die mit der zunehmenden Trennung von Exzellenz und anderen auch eine von Forschung und Lehre in Gang setzt. Im September feierte der Wissenschaftsrat sein 50. Jubiläum und hatte nichts zu lachen¹⁶: Prominente MitarbeiterInnen des Wissenschaftsrats beklagen Mainstreaming (hier nicht im Fohrmann’schen Sinne) der Gutachterei oder „Produktionsprostitution“ der Begutachteten. Karin Lochte, Meeresforscherin in Kiel und Vorsitzende der Wissenschaftlichen Kommission des WR, warnte davor, die Breitenförderung zu vernachlässigen: andere kritisierten, lange Publikationslisten oder andere quantitative Messbarkeiten

bewiesen keine Qualität. Bundespräsident Horst Köhler (der übrigens formal die Wissenschaftliche Kommission des WR beruft), eingeladen, das Grußwort zur Jubiläumsfeier zu sprechen, ermahnte den Jubilar gleich, alle Hochschulen in den eigenen Stärken zu fördern, nicht nur die Naturwissenschaften zu bedenken und die Lehre ebenfalls in den Blick zu nehmen. Wolfgang Frühwald warnte, die Universitäten seien keine „Trainingslager für Spitzenforschung“. „Wenn der WR weiterhin als ‚Schule der Demokratie‘ gelten wolle..., müsse es ihm gelingen, den föderalen Wettbewerb in der Wissenschaft gerecht mitzugestalten.“¹⁷

Die Einordnung der Frage nach „Breite und Spitze“ in den Zusammenhang des Stellenabbaus in den Geistes- und Kulturwissenschaften kann hier nur angedeutet werden.¹⁸ Aber eines ist simpel: Ohne Breite keine Spitze. Also ohne grundständige Lehre schon statistisch betrachtet exponential minimierte Chancen für Forschungsexzellenz (wie immer die dann gemessen wird).¹⁹ Zudem übersieht die immer wieder aufgegriffene Polemik gegenüber Studierenden, die ja nur „irgendwas mit Medien“ machen wollten, dass das früher für andere Fächer ebenso galt, die damals in Mode waren und/oder die größten Freiräume versprochen; dass so oder so die Universität durchaus ein Ort ist, der auf gesellschaftliche Bedarfe reagiert, auch wenn manche das ‚unter Niveau‘ finden; und schließlich, dass gerade, wenn man von einem konstellativen Medienbegriff ausgeht, in dem Techniken, Imaginäres, kulturelle Praxen, u.a. auch gesellschaftliche Entwicklungen konstitutiv sind, hier etwas vorliegt, was in meine Gegenstandskonstitution mit eingeht. Was denken die Leute denn, womit sie es zu tun bekämen, und was bedeutet das? Spitze sei nicht disziplingebunden, so nochmals der Einwand prominenter KollegInnen an dieser Stelle – aber wenn man Offenheit als produktive epistemologische Funktion betrachtet, so gilt das für alle Ebenen.

Anmerkungen

- ¹ „Empfehlungen zur Weiterentwicklung der Kommunikations- und Medienwissenschaften in Deutschland“ (Drs. 7901-07), Oldenburg, 25. Mai 2007, Volltext als pdf-Datei online unter <http://www.wissenschaftsrat.de/texte/7901-07.pdf>, zuletzt gesehen am 11.10.07. - Für kritische und weiterführende Anmerkungen danke ich Markus Stauff und Rolf Nohr.
- ² Auf weitere, etwas kürzer im Papier angesprochenen Themenfelder wie Forderung nach mehr Politikberatung, nach Archivierung audiovisueller Quellen (S.53ff.) oder auch die Beobachtung, der Kommunikationswissenschaft fehle der wissenschaftliche Nachwuchs (S.72), kann ich hier nicht eingehen. Das gilt ebenso für die Fragen nach (internationaler) Kompatibilität und Anerkennungsverfahren.
- ³ Unter anderem beschäftigte sich ein überregionales Treffen an der Ruhr-Universität Bochum mit dem Papier, mehrere Arbeitsgruppen der Gesellschaft für Medienwissenschaft (GfM) und in mehreren Panels und Podien auch die Jahrestagung der GfM vom 4.-6. Oktober 2007 in Hamburg.
- ⁴ So kritisierte die AG Kino der GfM in ihrem Positionspapier, dass „in den Empfehlungen Mediales mit Oralem, Skripturalem, Typographischem und ‚elektronischer Signalübertragung‘ (14/22) gleichgesetzt wird, weshalb orale Stammeskulturen, literale

Manuskriptkulturen, die Gutenberg-Galaxis sowie das ‚elektronische Zeitalter‘ (ebd.) die Epochenzäsuren einer Mediengeschichte markieren, die mit der Perspektive einer ‚Fusion‘ aller medialen Differenzen im Digitalen (vgl. 11-12) zudem bemerkenswert linear und final strukturiert ist. Dass unter den hier und in anderen Zusammenhängen genannten Leitmedien ‚Telefon, Schrift, Radio-TV oder Internet‘ (ebd.), Film und Kino nicht einmal genannt werden, demonstriert in aller Deutlichkeit, dass die durch Film und Kino maßgeblich mitgeprägte massenmediale Popularkultur des 20. und 21. Jahrhunderts in den Empfehlungen allenfalls versehentlich vorkommt.“ In Hamburg am 4.10.07 daraufhin angesprochen, verwies Dr. Wolfgang Rohe, stellvertretender Generalsekretär des WR, auf den Abschnitt zum Thema Archive, in dem die Errichtung und Zugänglichmachung audiovisueller Materialien gefördert wird. Ebenso argumentierte der Vorsitzende des Wissenschaftsrates, Professor Dr. Peter Strohschneider, in seinem Antwortschreiben an den Vorsitzenden der GfM, Professor Dr. Harro Segeberg, am 27.7.2007.

- ⁵ www.wissenschaftsrat.de; Stand der Angaben: Mai 2007, zuletzt gesehen am 10.10.07.
- ⁶ Zuletzt wurde u.a. im Januar 2007 die Empfehlung publiziert, nach der mittelfristig 20% der Professuren als Lehrprofessuren mit stark erhöhtem Lehrdeputat ausgestaltet werden sollen und eine Juniorprofessur mit dem Schwerpunkt Lehre neben der mit dem Schwerpunkt Forschung eingerichtet werden solle; im Mai 2007 außerdem Empfehlungen zur verstärkten Zusammenarbeit von Wirtschaft und Wissenschaft.
- ⁷ Im Mai 2007 bestand die Wissenschaftliche Kommission aus, grob sortiert, sechs Geistes- und SozialwissenschaftlerInnen sowie 18 WissenschaftlerInnen aus Naturwissenschaft und Technik; das gleiche Zahlenverhältnis gilt für Frauen (6) und Männer (18). „Mit einem Anteil von rund 20% sind Frauen [2005] in den Hochschulräten unterrepräsentiert.“ CEWS-Statistikportal Bonn, <http://www.cews.org/statistik/gremien-drittmittel.php?aid=62&cid=19>, gesehen am 10.10.07. Mit 25% ist 2007 die Quote leicht gestiegen.
- ⁸ Die Personen des öffentlichen Lebens kommen aus der Pharma-Forschung Boehringer-Ingelheim, von der Advanced Simulation & Design GmbH, dem Aufsichtsrat der Silicon Manufacturing Itzehoe GmbH, IBM Global Services, aus der Zeit, der Handelskammer Hamburg, der Stiftung für Technologie, Innovation und Forschung Thüringen und der Hans-Böckler-Stiftung.
- ⁹ Die Zusammensetzung der Arbeitsgruppe sowie das Auswahlverfahren werden nicht bekannt gegeben.
- ¹⁰ Über die Effekte dieser Kraft lässt sich nichts Genaues sagen. Anhaltspunkte können sein: a) Ein Vergleich mit anderen Empfehlungen: Das Bundesministerium für Bildung und Forschung folgte in seiner Bekanntmachung zur Förderung von Internationalen Kollegs für Geisteswissenschaftliche Forschung den Empfehlungen der entsprechenden Kommission, vgl. <http://www.bmbf.de/foerderungen/7384.php> (April 07) - diese Empfehlungen wurden also ministeriell umgesetzt und sind als Förderrichtlinie in Kraft getreten. b) die umgehende Übernahme der dreigeteilten Nomenklatur des WR in den CHE-Rankingkriterien. c) Ein aktuelles Beispiel aus der Universität Halle: „Bei der Bewilligung der BA-Studienprogramme des Instituts für Medien- und Kommunikationswissenschaften - gerade zu dem Zeitpunkt der Veröffentlichung der Empfehlungen - hat das Ministerium signalisiert, angesichts der Empfehlungen des Wissenschaftsrates müsse man noch einmal grundsätzlich über diese Studiengänge überhaupt nachdenken. Seitdem ist aber nichts weiter passiert.“ Schriftliche Mitteilung von Prof. Dr. Reinhold Viehoff, 11.10.2007. - Es ist natürlich weiterhin möglich, medienwissenschaftliche BA-Studiengänge zur Akkreditierung vorzulegen.
- ¹¹ Dass diese Trennung nicht ganz aufgeht, ist gerade in Halle zu sehen. Prof. Reinhold Viehoff wandte sich dezidiert gegen die Beschränkung auf einen der drei BA-Schwerpunkte, argumentierte mit Forschungsperspektiven und gegen „wirklichkeitsfremde

Berufsmodelle“: Moniert wird außerdem, die Studie habe die neuen Bundesländer komplett übersehen. Vgl. Michael Deutsch, Medieninstitut rügt Studie, Wissenschaftsrat will Ausbildung trennen, in: Mitteldeutsche Zeitung, mz-web.de, 12.7.07.

- ¹² Auf dem Podium in Hamburg erläuterte Prof. Fohrmann das Vorgehen der AG. Sie habe drei Aufgaben gehabt: 1. Das Feld zu strukturieren, 2. eine empirische Analyse des Feldes vorzulegen und 3. Empfehlungen auszusprechen. Im ersten Schritt habe die AG sechs Felder ‚vorgefunden‘: Bindestrich-Medienwissenschaften, Kunsthochschulbereiche, Fachhochschulen (u.a. für Design), außerdem Kommunikationswissenschaft, Medialitätsforschung und Medientechnologie. Im Weiteren habe sie sich nur noch mit den letzten drei Feldern weiter beschäftigt. In Schritt zwei erfolgte die empirische Analyse. (Einer nur wenig sozialwissenschaftlich sozialisierten Autorin erschließt sich die Logik nicht, nach der zunächst Setzungen vollzogen und dann ‚empirisch‘ die Begründungslagen dieser Setzungen erforscht werden.) Zur Beurteilung der bestehenden Studiengänge seien die Curricula nicht „tief ausdifferenziert“ untersucht worden, das sei in der Vielzahl nicht möglich, vielmehr seien „zentrale Topoi aufgespießt“ worden.
- ¹³ Im Diskussionspapier einer in Gründung befindlichen ‚Strategie-Kommission‘ der GfM (Prof. Peter Spangenberg, Prof. Rainer Leschke) wird konstatiert, dass die Empfehlungen des WR hinter den erreichten Stand des Fachs deutlich zurückfallen. Auf der Basis einer angemessenen Bestandsaufnahme sollte die (kulturwissenschaftliche) Medienwissenschaft den Anforderungen angemessen ausgebaut werden. Hohe Bewerberzahlen, erfolgreiche AbsolventInnen, SFBs, Forschungs- und Graduiertenkollegs usw. verwiesen auf die Etablierung des Fachs, wozu die Abschaffung der grundständigen Lehre nicht passe. - Zur Zeit kann man an 15 deutschsprachigen Universitäten einen BA-Abschluss im Fach Medienwissenschaft erwerben.
- ¹⁴ ... und übrigens auch von einem Widerspruch des Papiers zum Bologna-Prozess, der ja gerade für die Master-Phase mittelfristig, je nach aktuellen Erfordernissen interdisziplinär zusammengestellte Masterstudiengänge fordert - mit dem also überhaupt keine saubere Trennung zwischen Medialität, Kommunikation, Technik etc. zu begründen ist. (Hinweis von Markus Stauff.)
- ¹⁵ Andrea Braidt verwies auf der GfM-Tagung auf die Parallele zu, wenn nicht Herkunft aus, dem Terminus „Gender Mainstreaming“ und damit auf interessante politische wie theoretische Parallelen zwischen Forschungsfeldern, deren Gegenstandsdefinition so notwendig wie produktiv unscharf ist und die sich damit in den üblichen politischen Repräsentationslogiken schwieriger bewegen können.
- ¹⁶ „Die Podiumsdiskussion, mit der die Feierlichkeiten am Mittwoch in Berlin im Deutschen Historischen Museum begann, geriet zum Abgang auf die Exzellenzförderung, wie sie im Wettbewerb durch die Finanzierung von Graduiertenschulen, Forschungsclustern und Zukunftskonzepten der Universitäten geschieht.“ Armory Burchard, Elitefrust zum Jubiläum, in: Tagesspiegel, 8.9.07, <http://www.tagesspiegel.de/magazin/wissen/Elitewettbewerb;art304,2374252>, ges. am 10.10.07.
- ¹⁷ Ebd.
- ¹⁸ 1. Pressemitteilung des Deutschen Hochschulverbandes zum Stellenabbau in den Geistes- und Kulturwissenschaften <http://www.hochschulverband.de/cms/fileadmin/pdf/pm/pm12-2007.pdf>, gesehen am 10.10.07, und: Ulrich Herbert. Kontrollierte Verwahrlosung. Die Klage von der Krise der Geisteswissenschaften lenkt ab von dem wahren Problem: Der Vernachlässigung der Lehre, in: ZEIT, 30.8.2007, <http://www.academics.de/portal/action/magazine?nav=30331>, gesehen am 4.9.07. Während die Fördersummen für die Forschung seit Jahrzehnten stabil seien, könne man in der Lehre nur noch von Misere sprechen. Qualität der Lehre und zukünftiger Forschung „setzt eine rabiate Reduktion der Betreuungsrelationen voraus.“ Seit 1990 hat die Anzahl der Studierenden in den Geistes- und Kulturwissenschaften um 50% (sic) zugenommen, die Anzahl der Professuren blieb gleich groß, die der wissenschaftlichen MitarbeiterInnen

und AssistentInnen schrumpfte. Die Betreuungsrelationen wuchsen auf 1 zu 50 oder in Einzelfällen auf 1 zu 140. Letzter Satz: „Über die Zukunft der deutschen Geisteswissenschaften wird in der Lehre entschieden.“ Und: „Wie sollen wir über eine Förderung der Spitze reden, wenn wir in der Breite so eine eklatante Unterversorgung haben?“ Ders. im Zeit-Interview vom 1.2.07. Der Autor ist Historiker und leitete 2006 die AG Geisteswissenschaften des Wissenschaftsrats.

2. Die Arbeit des Soziologen Richard Münch ist ein Beispiel dafür, dass Kritik an der strukturellen Entwicklung der Forschungslandschaft (Bürokratisierung, Antragstellung als Ressourcenfresser vor dem Hintergrund zweifelhafter Bewertungskriterien anstelle von inhaltlicher Arbeit; schlechte Arbeitsbedingungen für den Nachwuchs, Gender Downstreaming, Marktformigkeit der Forschung, Beschneidung der Forschungsfreiheit und damit der Qualität...) progressiv sein kann, nicht automatisch ein Zurück zu ‚vor Bologna‘ bedeutet, sondern ebenso empirisch untermauert wie engagiert aufzeigt, wie Lehre und Forschung verbunden sind – und eben nicht als so getrennt zu betrachten, wie es die Fokussierung auf Exzellenzanträge und Forschungsprojekte nahe legt. Vgl. ders., Die akademische Elite. Zur sozialen Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz. Frankfurt M. (Suhrkamp) 2007; und ders., Schafft den Mittelbau ab! Einheit von Forschung und Lehre jenseits von Oligarchie und Patriarchat, in: Aus Forschung & Lehre, Sept. 2007, http://www.academies.de/portal/action/magazine?nav_30343, ges. am 22.9.07.

“„Es wird davor gewarnt, dass Exzellenz nicht reiche und ein optimales Mittelmaß vorliegen muss, damit das Forschungssystem leistungsfähig bleibt“, heißt es auch in der Einladung zur Tagung „Exzellente Wissenschaft im 21. Jahrhundert oder Harvard weltweit in fünf Jahren?“ im Dez. 07, veranstaltet vom iFQ-Institut für Forschungsinformation und Qualitätssicherung Berlin im Wissenschaftszentrum Berlin, http://www.forschungsinform.de/Archiv/iFQ_Jahrestagung_07_tagungsankuendigung.html, ges. am 10.10.07. Dass die Trennung von Forschung und Lehre durch Bologna vorgeschrieben und damit die Humboldt’schen Prinzipien verabschiedet worden sind, nach denen der Lernende im eigenständigen Denken unterstützt werden sollte, hat Berthold Seewald in der Welt beklagt. (9.10.07)